

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 18. May 1820.

60

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Peterplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das Mädchen am Sonnenstein.

Von Joh. Rud. Wyß, d. ält.

(Fortsetzung.)

So blieben sie. Natürlich hatte das Kindlein den Vater bald vergessen, ward munter, und hüpfte umher wie ein Zicklein. Es lernte mit Schnelligkeit sprechen, weil ihm die Großmutter eine treffliche Lehrerin war, die Freude der Witwen wuchs es gesund und lieblich auf. Die Ziegen vermehrten sich zu einer kleinen Heerde, die überflüssige Nahrung und Käse zum Verkauf lieferte. Die Witwen unterrichteten ihr Beckeli in allem, was sie selbst verstanden, und Beckeli lernte alles flink weg. Dazwischen hütete es die Ziegen, spielte mit ihnen, und lernte von ihnen klettern, indessen jene das Hauswesen, den Garten, die Pflanzungen und ihre Handarbeiten besorgten. Von Zeit zu Zeit ging Petronella in's Thal zur Kirche, setzte Handarbeiten und Käse ab, und kaufte dafür die unentbehrlichsten Bedürfnisse der Wirthschaft ein. Beckeli hatte großes, und immer größeres Verlangen, einmahl mit zu gehen, und die Welt zu sehen. Die Ärmlichkeit ihrer Kleidung ließ es nicht zu, und sie blieb oben, wo außer den Müttern keiner der Sterblichen sichtbar war. Jene verfüßten ihr aber den einsamen Aufenthalt mit Beschäftigung und Mutterliebe.

Die Großmutter besaß eine Bibliothek. Im Fache der Literatur und der Geschichte, der Land- und Hauswirthschaft, der Astronomie, Medicin, Chirurgie und Staatenkunde, hatte sie den hinkenden Bothen. Obgleich die acht Kreuzer, die sie alljährlich dafür bezahlen mußte, bey ihrer Dürftigkeit eine Summe waren, so konnte sie ihn doch nicht missen, und sie spann lieber, um sich die Summe zu verschaffen, eine oder zwey Wochen lang tief in die Nacht hinein beym Kienspan, als daß sie dieses unentbehrliche Buch, dieses Labfal ihres Geistes, diesen Trost in der Einsamkeit, entbehret hätte. Und man muß gestehen, dieses zur Bildung und Beglückung des Volkes so einzige Buch, ist mit einer so weisen und menschenfreundlichen Sorgfalt für das

Wohl der Völker ausgearbeitet, daß dieselben dadurch nicht anders als ein-
sichtsvoll und tugendhaft und glücklich werden können. Mutter Grethe hätte
deswegen lieber einen Monat bis Mitternacht fortgesponnen, ehe sie sich
dieses Buch der Weisheit hätte nehmen lassen. Da konnte sie doch sehen, in
welchem Zeichen es gut ist, Kinder entwöhnen, Haare abschneiden, Schröp-
fen, purgiren, zur Ader lassen; welcher Planet Jahresregent ist, und was
sich über und unter dem Monde zuträgt. „Denn!“ sagte sie, „wenn das alles
nur Betrug wäre, so würde die gnädige Obrigkeit nicht zulassen, daß es
gedruckt würde, nur um die armen Leute zu hintergehen, und in Kummer
und Schaden zu bringen.“ Die gute Großmutter hatte nun freylich kein
Kind zu entwöhnen. Allein sie meinte, es sey immer gut auf Alles gefaßt
zu seyn, man wisse nie, wozu es mit einem in der Welt kommen könnte. Und
da war sie klüger als mancher Staatsmann und mancher Hausvater. Haare
wurden auch nicht abgeschnitten, sie wuchsen lang und schön. Allein man
konnte doch an den Scheren sehen, wenn man die Schafe scheeren sollte,
auf die man hoffte. Vom Schröpfen, Purgiren und Aderlassen war auch
keine Rede. Alle waren höchst gesund, weil sie brav arbeiteten und im höch-
sten Grade mäßig und einfach lebten. An ihnen hatten Apotheker und Ärzte
keine so reiche Ernte, wie sie in der freyen Reichs- und Reichstags- Stadt
Regensburg hatten. Dennoch war es auch hierin gut, die ungewisse Zukunft
zu bedenken. Die irdischen Jahresregenten am Himmel waren ihr sehr werth,
werther als die irdischen Regenten auf Erden, weil sie denselben weder zu
gehörten, noch Abgaben zu bezahlen brauchte. Und die auferbaulichen Ge-
sellschaften, welche bekanntlich dem Volke zur Geistes- und Herzensveredlung
so trefflich dienen, waren ihre Lieblingslektüre in den langen Winter- Sonn-
tagsabenden, und gaben Stoff zur Unterhaltung auf die ganze Woche. Die
schönen Holzstiche, die schon für sich allein einen Kreuzer werth waren, stell-
ten ihr dann die Sachen erst recht lebendig vor Augen, reizten auch Becke-
li's Aufmerksamkeit sehr, und bahnten die reichhaltigsten Erklärungen an.

Im pädagogischen, philosophischen, theologischen und moralischen Fache
bestand die Bibliothek aus einem A B C- Buch, mit goldenen Vögeln
und Quadrupeden auf dem Deckel, das durch einen Schafziegenhändler
von Bern gekommen war; aus den zweymahl zwey und fünfzig biblischen
Historien des ehrlichen Hübner, mit Kupfern, und aus der großen Bibel,
in welcher ihres Sohnes und der Kleinen Rebecca Geburt, Taufe und Pathen
verzeichnet waren.

Für eine arme Frau konnte sie recht gut buchstabiren und lesen, ungleich
besser, als mancher von Staat und Gemeinde bestellte und installirte Schul-
meister. Sie las jeden Sonntag fleißig in der Bibel, und fand in ihr, zu-
mahl nach ihres Sohnes schmerzlichem Tode, Beruhigung, Hoffnung, Ge-
duld, und Ermunterung zu allem, was gut und recht ist. Im A B C- Buche
lehrte sie ihr Beckeli buchstabiren und lesen, leider nur nach alt herge-
brachter Weise. Sie wußte nichts von — s neuerfundenem, herrlichem Ge-
heimnisse, die Kinder ohne das dumme Buchstabiren auf der Stelle ganze
Wörter lesen zu lehren, sonst hätte sie diese vorzüglichste aller vorzüglichen
Methoden mit beyden Händen ergriffen. Dennoch lernte das Kindlein in dem
Buche mit goldenen Thieren, an denen es große Freude hatte, in einem

Jahre buchstabiren und lesen, und hätte es auch bey der alten Lehrart, vermöge seines guten Kopfes, in ein Paar Monathen gelernet, wenn das A B C-Buch selbst nicht so schlecht gewesen wäre.

Von dannen beförderte die geduldige Lehrerin das Kind zu Hübner's Historien; oder, wie man diese um beliebter Kürze willen nannte, (denn das Landvolk erspart sich, zumahl wenn ihm fremde Wörter aufgetischt werden, gern ein Paar Sylben), zur Stori. Da perfektionirte sich Beckeli im Lesen. Die Großmutter, durch den Instinkt ihrer Redseligkeit angetrieben, erklärte ihm das Gelesene, und zwar, als eine brave, vernünftige Frau, in der That auf eine faßliche, unterrichtende, lebendige, Verstand und Willen kräftig bildende Weise. So gut wird es den mit Auswendiglernen der Hübnerschen Historien gepeinigten Kindern in den meisten Schulen nicht, aus dem simplen Grunde, weil es so manchem Lehrer an aller Bildung, an gesundem Menschenverstand und moralischem Gefühle fehlt. Beckeli liebte bei solchen Erklärungen die Stori ganz außerordentlich. Sein junges Gemüth, welches in dem täglichen Einerley bei seiner Einsamkeit keinen Reiz mehr fand, wurde da in eine neue Welt, eine wahre Zauberwelt versetzt, faßte alles mit Innigkeit auf, und verarbeitete es mit der lebendigsten Phantasie. Vor Allem anziehend war ihm die Geschichte der Rebecca, seiner Namensverwantinn, die mit Elieser zog, um den Isak zu heirathen. „Großmutter,“ frug es in seinem zehnten Jahre, „wenn ich groß bin, kommt zu mir auch ein Elieser mit goldenen Armringen, und frägt mich, ob ich einen Isak heirathen wolle, und führt mich zu ihm?“ Die Großmutter seufzete leise und antwortete: „Mein gutes Kind, wir sind sehr arm, und die Männer hohlen lieber die reichen Mädchen. Rebecca war eine steinreiche Jungfrau.“ Das war sehr untröstlich für die Kleine. Rebecca kam ihr nicht aus dem Sinne, und sie wünschte reich zu seyn. „Aber, Großmutter, wie sind denn die Männer?“ „So, wie du da in der Stori siehst.“ „Ich möchte doch auch gern Männer sehen. Die Mutter muß mich wahrhaftig einmahl hinabführen.“ „Es ist nicht möglich, mein Kind, weil du gar zu schlechte Kleider hast.“ Nun lechzete sie nach schönen Kleidern, und sah die ihrigen mit betrübten Blicken an. Sie that in ihrer Unschuld manche Frage von derjenigen Art, welche von den Müttern mit bewundenswürdiger Geistesgegenwart vermittelt einer Lüge beantwortet zu werden pflegen. Nur die Witwen, die an ihrem Kinde nicht zu Lügnerinnen werden wollten, hatten manchen harten Stand.

„Was hat der Erzvater Abraham da am Kinne?“ fragte sie ein andermahl. „Einen Bart.“ „Haben alle Männer Bärte?“ „Ja.“ Von nun an waren die Ziegen ihr noch einmahl so lieb, weil sie Bärte hatten. Aber in der Stori waren auch Männer ohne Bart. „Sieh, Großmutter! der da hat doch keinen Bart, und der keinen, und dieser auch keinen.“ „Sie haben ihn abgeschnitten.“ „Schneiden denn die Männer die Bärte ab?“ „Sehr oft.“ Beckeli ergriff eine Schere, ging hinaus, lockte die Ziegen herbey, lieblosete ihnen, und schnitt den meisten die Bärte hernunter. Am Morgen erschienen sie fast alle ohne Bart. „Ey Kind, was ist's mit den Ziegen geworden?“ „O, ich habe die Schere genommen, und ihnen die Bärte weggeschnitten.“ „Aber, liebes Kind, warum das?“ „Mutter, die Männer schneiden die ihrigen auch ab. Weiß du's nicht?“

Das gute Mädchen, das seit seinem Bewußtseyn nie einen Mann gesehen hatte, hatte mit ihnen viel zu schaffen, gestaltete dieselben in seiner Einbildungskraft oft sonderbar genug, und verglich sie immer mit seinen Ziegen, als den ihm bekanntesten lebendigen Wesen. „Großmutter, fragte es einmahl, haben die Männer auch Hörner, wie die Ziegen?“ „Nein.“ „Aber sieh da in der Stori, Moses hat ja solche.“ Hier war die gute Großmutter am Ende ihres Lateins. „Aber warum kommen keine Männer zu uns.“ „Der Steig ist zu mühsam und der Weg zu lang.“ „Wir könnten unten wohnen.“ „Wir sind zu arm dazu.“ Beckeli war traurig, daß sie so arm war.

Inzwischen wuchs sie empor, auch in der ärmlichsten Kleidung blühend. Ihre Neugierde wuchs mit den Jahren. Es fehlte ihr etwas, das sie nicht kannte. Weder Mutter noch Ziegen, so sehr sie beyde liebte, ersetzten es ihr. Sie stand oft auf der Warte, ob sie keinen Mann entdeckte, ob kein Eliefer mit der Bottschaft von irgend einem Isak zu der harrenden Rebecca heraufstiege. Eliefer war in ihrer Imagination unauslöschlich. Und wenn er auch ohne goldene Spangen und Arminge gekommen wäre, sie hätte mit diesen, als Nebendingen, es so genau nicht genommen. Aber leider! Er kam gar nicht! Umsonst war sie schön, umsonst auf der Warte.

Den beyden Müttern entging das nicht; sie bekümmerten sich darüber, und sagten der Tochter oft, man könne recht gut ohne die Männer leben. Oft seyen die Männer auch recht böse, wie Kain, der seinen Bruder erschlagen hatte. Ihnen sey übrigens ganz wohl, sie haben Alles, wessen sie bedürfen. Beckeli auch. Doch Beckeli fand das anders, nur in ihrer Unschuld dünkte ihr, auf diese Weise lebe sich's doch nicht so recht gut. Möchte ihr aber dünken, was da wollte, es blieb beym Alten, kein Eliefer kam.

Dafür hatte sie mit der ganzen Kolonie einen Schrecken des Todes. Als sie eines Tages umherging und den Weg gegen das Thal erspähete, sah sie etwas Sonderbares von furchtbarem Ansehen herauftrampeln. Sie verbarg sich vor Schrecken und hielt sich zur Flucht bereit, war aber unfähig zu entfliehen, so sehr hatte der Schreck ihre Glieder gelähmt. Zum Glücke trabte das Ungeheuer seitwärts fort, ohne sie zu bemerken. Nach einiger Erhöhung flog sie wie ein Pfeil nach Hause, und stand bleich, bebend und athemlos da. Beyde Mütter wurden erschüttert. Sie fragten und fragten, fragten sehr ängstlich. Keine Antwort. Sie bespritzten das Mädchen mit Wasser, und erbleichten selbst, wähnend, ein trauriger Unfall habe es betroffen. Als es endlich wieder zu Athem kam, erzählte es, noch furchtsam um sich blickend, es habe ein schreckliches Thier gesehen, das einen zotigen Kopf habe, einen Höcker und einen Knittel auf dem Rücken trage, auf den Hinterbeinen gehe u. s. w. Die Angst der Erzählerin war noch immer groß; die Beschreibung war feurig und schauerhaft, und die erschrockenen Weiber wurden mit Grauen erfüllt. „Ach du liebe Zeit,“ sprach die Alte mit Bittern und Zagen, „das ist ein entlaufener Bär.“

„Großmutter, so einer wie der in der Stori, welcher die gottlosen Buben, die des Propheten spotteten, auffraß?“

„Gerade so einer.“

„Aber wir haben den Propheten nicht gehöhnet.“

„Du gutes Kind! Ein hungriger Bär frisst wen er findet, und fragt nicht.“

„Gott sey Dank, daß er seitwärts fürbas gezogen ist. Aber er kann wieder kommen, wieder kommen kann er; wer will's ihm wehren, wer? Und wir armen schwachen Weiber, was wollen wir gegen einen hungrigen Bären ausrichten, gegen einen Bären, wir armen Weiber!“

„Da wär's doch gut, recht gut, wenn wir einen Mann bey uns hätten. Der könnte ihn zerreißen, wie Simson den Löwen.“

„Ja, freylich wohl in solcher Gefahr, solcher Gefahr! Ach ja, da wär's freylich gut!“

(Die Fortsetzung folgt.)

An Leopoldine Gr. von S**.

Mit einem Kranz frischgepflückter Blumen zum Morgengruße.

Frey nach dem Spanischen des Don Calderon de la Barca *).

Sie blüh'n, wie du, voll Herrlichkeit und Freude,
Im Morgenglanz so makelrein erwacht:
Am Abend welk, ach, zu vergeb'nem Leide!
Entschlummern sie im Arm der kalten Nacht.

Es prangt ihr Schmelz, gleich Iris Perlenkleide,
Die bunt, jetzt hell, dann blaß, vom Himmel lacht:
So wechseln sich im Leben Durst und Pracht;
Dies lernen wir an jeder Tagescheide.

Zu blühen und zu welken keimt die Rose:
Sie trifft Geburt und Tod auf Einer Spur.
Ihr Daseyn gleicht des Menschen flücht'gem Loose:

Ihn nimmt und gibt Ein Tag dem Erdenchooße.
Jahrhunderte sind in der Zeitenuhr
Des Ewigen kaum Eine Stunde nur.

Gottlieb Deon.

Schauspiel.

Die Albaneserin.

(Fortsetzung.)

Solchen Lesern, die in Angelegenheiten der Poesie nicht gern den Kreis der Wirklichkeit überspringen, sagt vielleicht folgende Ansicht der Schicksalsidee mehr zu. Natürlich kann auch hier wieder nur von Ähnlichkeit, nicht von Gleichheit der Dinge die Rede seyn, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ja die Poesie überhaupt nur eine zurückgefrachtete Welt ist.

Man hat Schiller's tiefen Spruch oft wiederholt: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Wie wenn dieser Gedanke sich auf den Begriff der Schicksalstragödie anwenden ließe? Ein Versuch darf wenigstens gewagt werden. Freylich ist der Inhalt einer Tragödie arm gegen den Stoff, den die Jahrhunderte liefern, der Dichter kann den Faden der Begebenheiten nicht verschlingen, wie die Hand, die immer zugleich nach Morgen und Abend hinweist, er kann in seiner Sprache die Zeichen nicht finden, wo:

*) S. Dessen el Principe Constante, Jornada segunda.

mit die Stimme über den Wolken jedem Menschen eine höhere Gesetzgebung in andern wunderbaren Tönen verkündigt, wenn man noch einen Ton heißen darf, was eigentlich ein fort klingendes Saitenspiel des besetzten Weltalls ist. Allein deswegen bleibt zwischen dem Werke des Tragöden, der gleichsam auf einem einzelnen sibilinischen Blatte nur die Rahmensverzierung zum Buche der Geschichte schreiben will, und zwischen dem Gange des Schicksals immer diese unbestrittene Ähnlichkeit, daß beyde die Unverletzlichkeit der sittlichen Ordnung an's Herz legen. Was in der Geschichte weit aus einander steht, das ist in der Schicksalstragödie zusammengedrängt, was dort ganzen Generationen widerfährt, das begegnet hier nur einzelnen Familien oder selbst Individuen, was dort nur als leiser Hauch hinweht, das muß sich hier verdichten, gleichsam zum Niederschlage vereinigen, damit das Eingreifen der Weltregierung seinen Eindruck nicht verfehle. Die scheinbar eiserne Starrheit, mit welcher ein hoher Wille sich der Thatkraft des Menschen in der Schicksalstragödie entgegensetzt, ist gerade umgekehrt ein Auszug, ein Zusammenwirken aller der sittlichen Kräfte, welche in der Unendlichkeit Rechnung führen über den Gehalt unsers Lebens. Die Leser werden verzeihend bemerken, daß selbst nicht einmahl ein Recensent über diesen Gegenstand reden kann, ohne in Bilder zu verfallen. Aus dieser Darstellung erhellt denn auch deutlich, daß die Schicksalstragödie nur für denjenigen die Sklaverey des Willens voraussetzt, der bereits die Freyheit des Geistes verloren hat, um eine Dichtung auch als Dichtung aufzufassen. Die Einsicht der Leser macht übrigens die vollständige Durchführung der Behauptung überflüssig, daß nämlich die Schicksalstragödie, versteht sich nach einem unendlich verkleinerten Maßstabe, das Forum der Weltgeschichte aufdecke. Wer dem Fatalismus auf dem Theater Einhalt thun will, sollte also auch dem Fatalismus auf der Weltbühne entgegenarbeiten, denn hier, wie dort, waltet ein und derselbe Geist des Gesetzes.

Endlich läßt sich der Schicksalstragödie selbst für diejenigen Leser eine Bedeutung geben, die eine ausschließende Liebe für praktische Ansichten haben. Jede That zerfällt in zwey Bestandtheile, in so fern dabey die freye Kraft des Menschen von der Kraft äußerer Bestimmungsgründe unterschieden werden muß, die in unendlicher Menge, verstärkt durch die Zeit, hemmend oder treibend einwirken. Die Tragödie kann für ihre Helden nur die hemmenden Momente, die Hindernisse, brauchen, diese muß sie von allen Seiten wie eine eiserne Mauer aufführen, daß es tüchtige Funken gibt, wenn der Stahl des Willens dagegen andringt. Der Mensch hat von Natur eine Neigung, jedem Gegenstande, der sich ihm widersetzt, einen Willen zu leihen, sich mit ihm in Analogie zu stellen, er führt seine Sache gegen ihn gern als eine Art von Zweykampf. Bey Kindern und leidenschaftlichen Menschen bricht diese Neigung noch täglich und oft lächerlich genug aus. Man denke sich nun alle die einzelnen Kräfte, welche den tragischen Helden bestürmen, in einem Bündnisse, man leihe diesem Bündnisse, in Gemäßheit des eben nachgewiesenen Dranges nach Personifikation, eine Seele, nenne diese Seele Schicksal und wir haben einen Begriff, der die Kernschüsse der stärksten Logik aushält. Was bey dieser Ansicht als Geist von außen entgegen tritt, das ist eigentlich nur der Geist der Menschheit, der sich poetisch verkleidet hat. Zulezt kommt es also bey der Schicksalstragödie doch immer darauf an, daß derjenige, der sie genießen oder vollends beurtheilen will, einigen poetischen Sinn mitbringt. Wenn jemand sagen wollte, diese ganze Ansicht laufe ja auf Selbsttäuschung hinaus, so läugnen wir das keinesweges, behaupten jedoch, daß eine Täuschung, der man sich freywillig hingibt, keine mehr ist. Wer übrigens von poetischem Sinn entblößt ist, der handelt nach seiner Natur ganz folgerrecht, wenn er im vermeinten Fatalismus eine Art Teufel erblickt und gegen diesen als Beelzebub zu Felde zieht.

Das bisher Gesagte wird deutlicher werden durch einen Blick auf die Organisation, in welcher die Schicksalstragödien bis jetzt erschienen sind. Aus diesem Grunde ist auch früher manche Erläuterung absichtlich unterdrückt worden. Der Grundansicht gemäß, nach welcher die Vertheidigung der tragischen Schicksalsidee und zwar in einem christlichen Sinne unternommen wurde, kommt die Hauptsache auf folgende Punkte zurück. Einer jeden Tragödie dieser Gattung liegt eine Beziehung auf die sittliche Weltordnung zum Grunde. Entweder wird diese Ordnung ausdrücklich durch irgend ein einzelnes

Geboth angekündigt, das übrigens jeden beliebigen Inhalt haben kann^{*)}), wenn nur das Daseyn der höhern Gesezgebung darin einleuchtend hervorgehoben ist, oder der moralische Weltplan erscheint anfänglich wie zurückgeschoben in den Hintergrund, mehr offenbart dem dunkeln Gefühl, als der klaren Einsicht. Gewöhnlich tritt jedoch der erste Fall ein. Mit der Übertretung des deutlich ausgesprochenen oder lediglich geahneten Gesezes öffnet sich der Spielraum für die tragische Handlung. Beyläufig sieht man daraus, daß irgend eine Schuld den ersten Anstoß geben muß und also ein charakteristisches Merkmal aller Tragödien dieser Art ist; daß ferner die Androhung irgend einer Strafe wegen dieser begangenen Schuld, der sogenannte Fluch, gleichfalls wesentlich zur Sache gehört, wie verschieden er sich auch ausdrücken, ja selbst bloß andeuten läßt. An die Erfüllung dieses Fluches, der auch wieder nicht nach dem bloßen Buchstaben zu nehmen ist, knüpft die unsichtbare vollziehende Gewalt ihr Amt. Indessen läßt sich diese Grundidee begreiflich im Einzelnen auf mannigfaltige Weise ausbilden. Hieraus ergibt sich von selbst als Tendenz dieser Tragödien Erhebung des Gemüths durch Versinnlichung des erst gestörten und darauf wieder hergestellten Friedens in der sittlichen Welt.

Jetzt läßt sich Vieles als natürlich, ja nothwendig begreifen, was obenhin betrachtet leicht ein wunderliches Ansehen gewinnt. Zuvörderst ist klar, daß im Allgemeinen eine gewisse Gleichförmigkeit in dem Entwicklungsgange dieser Tragödien mit dem Principe derselben zusammenhängt. Auch im Besondern kann die Wiederkehr des Ähnlichen nicht ausbleiben, wie jetzt mit einigen Winken gezeigt werden soll. Man hat nämlich diesen Tragödien oft ein excentrisches Wesen, am meisten im Unsittlichen vorgeworfen. Allein, wenn die tragischen Hauptpersonen durch ihr Leiden und Thun die Hoheit des gefällten unabwendbaren Richterspruchs recht erschütternd darstellen sollen, so müssen sie aus dem gewöhnlichen Kreise der Menschheit heraus treten, in einem gewissen Sinne hinanreichen an das Geschlecht der alten Titanen; mithin sind grenzenlose Leidenschaften, ausschweifende Unternehmungen, ungewöhnliche Motive gerade hier an der rechten Stelle, gehören nothwendig zum Style dieser Werke. Man denke sich nur einmahl zum Scherz die Helden der Schicksalstragödie in dem ganzen Kostum des bürgerlich zahn Lebens, und das Ganze sinkt auf der Stelle zum Puppenspiel herab. Daß die Verhältnisse der Familienglieder meistens zu der gewaltsamsten, oft entschlichsten Spannung hinaufgetrieben werden, hat darin seinen Grund, weil der physische Zusammenhang des Geschlechts der beste Leiter ist, nach welchem die verlebte sittliche Ordnung ihren zündenden Stoff in ununterbrochener Folge absetzen kann. Daher das Grauen, das für die Phantasie der Alten auf gewissen Häusern lag, wie z. B. auf der Familie des Pezlops. Auch die Fabel der Schicksalstragödie ist in der Form ihrer Entwicklung an eine gewisse Analogie gebunden. Der Dichter muß nämlich immer zwey geschichtliche Punkte verknüpfen, um den gehörigen Raum für die Darstellung seiner Idee zu gewinnen. In der Albaneserin z. B. wird der erste Punkt gebildet durch die Erzählung von den früheren Unternehmungen Vasis und seiner Söhne. Der zweyte liegt in der Auseinanderetzung aller der Begebenheiten, welche die Rückkehr Fernando's herbeigeführt haben. Zwischen beyden ist eine Strecke freigelassen, die eigentlich das bildet, was in der Geschichte in so fern Zwischenraum einer Periode heißt, als innerhalb derselben ein großes übereinstimmendes Daseyn sich gestaltet und abschließt. (In der Schuld zeigt sich ganz dasselbe Verhältniß.) Wie nun in der Geschichte das Ende der Periode als eine Antwort zu betrachten ist auf die Frage, die der Anfang an die Zukunft stellt, so findet sich dieselbe Beziehung auch in der Schicksalstragödie; was dort Schluß genannt wird, ist hier der Ausgang. Wenn man also deswegen dem Dichter vorwirft, er exponire nicht gut und halte später den Gang der Handlung durch eine neue historische Einsechtung auf, wie z. B. im vierten Akt der Albaneserin, so ist klar, daß dieser Tadel etwas trifft, das nicht anders seyn kann.

Ben dieser Gelegenheit muß noch des ungünstigen Verhältnisses gedacht werden,

^{*)} Es versteht sich von selbst, daß diese Gesezgebung nur in so fern eine höhere genannt wird, als die menschliche, vielleicht sehr beschränkte Ansicht sie dafür erklärt. Die Annahme einer höhern Ordnung, im streng wissenschaftlichen Sinne, wohl gar nach dem Zuschnitte der heutigen Philosophie, wäre ein offener Unsinn. Alles ist mit einem Wort nur subjektiv zu nehmen.

in welchem sich der neuere Dichter zu dem alten in Hinsicht der Schicksalstragödien befindet. Der letzte konnte bey seinen Zuhörern schon darum auf die lebhafteste Theilnahme rechnen, weil die Überlieferungen von den tragischen Begebenheiten der alten Helden und ihrer Geschlechter in jedem Herzen und fast auf jeder Zunge fortlebten; er durfte also nur eine einzelne dahingeschiedene Gestalt beschwören, so erschien sie auch sogleich dem geistigen Auge der Zuschauer, und schloß sich unter volksmäßiger Begeisterung schwebend über den Schranken der gewöhnlichen Menschheit an den traulichen Kreis der unsterblichen Götter. Das Schicksal war hier selbst Dichter, dem Tragöden blieb nur das Geschäft, die vollzogenen Schlüsse desselben laut zu verkündigen. Dazu kam noch die Gegenwart einer Natur, die in den mannigfaltigsten Emblemen auf die geheimnißvolle Macht des Schicksals hindeutete. Aus den Höhlen riefen weissagende Stimmen, in den Zweigen der Bäume lispelte Geist, der Sprudel der Quellen öffnete das Auge dem Einfluß eines höhern Lichts, die Tempel wetteiferten in Orakelsprüchen, der Flug der Vögel beschrieb in seinen Richtungen den Weg einer verborgenen Ordnung, der Blitz fiel als ein Zeichen von oben, kurz nichts Sichtbares war so geringfügig, daß es nicht hätte Zeugniß ablegen können von etwas Unsichtbarem. Wie die Natur das Geistige versinnlichte, so verkörperte es auch die Sprache, der Dichter hatte darin ein Mittel der Darstellung, wodurch er poetisch Herr wurde über alles Denkbare, und so auch über das Schicksal selbst.

Wie arm ist dagegen der neuere Tragöde, wenn er die Idee des Schicksals aussprechen will. Er muß den Zuschauern ein künstlich Spiel der Phantasie anfinnen, dem sich diese zum Theil mit trockenem Verstande und moralischer Engherzigkeit widersetzen; er müßte eigentlich, um mit Erfolg durchzudringen, der geistige Vater des gesammten Publikums werden und er, der Beklagenswerthe, hofft in seinem Vertrauen auf Brüder zu stoßen. Die Fabel erfordert eine bedeutende Masse des Geschichtlichen, und was noch schlimmer ist, dieses Geschichtliche verlangt auch eine künstliche Verflechtung. Welche Mühseligkeit für solche Gäste, die sich an den Tisch des Rokebue und Iffland gewöhnt haben! Die poetische Beziehung der Natur auf das Schicksal scheint den Meisten gewaltsam, wohl gar lächerlich, der Dichter mag das Künftige anticipiren, das Gegenwärtige parallelisiren, oder auf das Vergangene anspielen. Der heutige Sprachgebrauch für die Schicksalsidee ist endlich so beschränkt und wird so leicht erschöpft, daß keine andere Ausflucht übrig bleibt, als im Stillen nach dem Schatze der Alten zu greifen; und hört denn wieder jemand etwas vom dämonischen Gelächter, so ist er im Stande und wäre er selbst Recensent, halb laut zu fragen, ob denn die Dämonen im Faß oder Diskant gelacht haben, so schwer wird es Manchem, die poetische Einkleidung vom eigentlichen Inhalte zu unterscheiden. Aus diesen Gründen, die sich leicht noch vermehren lassen, steht zu fürchten, daß die Schicksalstragödie auf der Bühne kein sonderliches Glück machen, daß selbst der Geist und das Sprachvermögen eines Verfassers, wie Hr. Müller, diese Wendung der Sache nicht ändern werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung des Modenbildes XX.

Überrock *) von Wiener'schem Seidencreppe mit Atlas und mit Seidenknöpfchen geziert. Die Krausen von Blondon. Der Strohhut ist mit Bändern und einer Guirlande geziert.

Redingote *) de Crêpe en soie de Vienne ornée de satin et de boutons de soie. Fraise de Blondes. Chapeau de Paille, garni en rubans et orné d'une Guirlande.

*) Nach einem Musterkleide des Frauenkleidermachers Hrn. Gottfr. Köhberg in der Spiegelgasse Nr. 1163, 4. Stocf.

*) D'après l'original de Godéfrói Köhberg, Spiegelgasse Nr. 1163.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: **Sturmhaube.**

Herausgeber und Redacteur: **Joh. Schich.**

Gedruckt bey **Anton Strauß.**



P. de sel.

F. Weber sc.

